

SPIEGLER

Nr. 33

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1902

Maler figge.

Erzählung von Georg Nordensvan. Deutsch von E. Stine.

(Fortsetzung.)
Süßer wärmer wurde es im Zimmer, immer feuriger der Tanz. Bald befreite sich dieser, bald jener von seiner Maske. Bekannte Züge lachten aus vordem unkennlichen Gestalten hervor, und alte Freunde, mit denen man eben erst geplaudert, zeigten, als das Futteral fiel, Gesichter, welche man nie zuvor im Leben gesehen.

Gruppen bildeten sich um die Divas, Blattgewächse und Spiegel des kleineren Saales. Seeseite und Schornsteinfeuer sprachen mit französischen Marketenderinnen und norwegischen Bauerndirnen, ausgelassene Hauswürste scherzten mit Mezzflügen und Schmetterlingen.

Figge hatte die Wünscherrthe der Glücksgöttin ergriffen. Sie lachte und wollte sie zurück haben, denn ohne sie ward ihre Macht zu nichts, und sie bekam sie auch, denn Alles heugte sich ihrer Herrschaft, und Alle zog es hin zu dem Magneten, den sie an einem Persenkand um den Hals trug.

Als sie beim nächsten Tanz ihrem Turko entrissen wurde, stürzte dieser Hals über Kopf in den Flur hinaus, stolperte und rutschte mit voller Dampfkraft die Treppe hinab, kam ganz schwindlig in's Toilettezimmer und machte sich nun daran, mit Seife, Wasser, Handtüchern und Sonstigen, das er in die Hand bekam, aus Leibeskäften sein Gesicht zu bearbeiten. Doch die Farbe saß fest. Er wurde ungeduldig, riß sich den Bart aus, rieb sich, bis er Schrammen im Gesicht bekam und schwarz-weiß-rothe Streifen hatte wie die deutsche Fahne.

Wein es half nichts, er mußte wieder hinauf, hatte keine Zeit, sich länger in die Arbeit zu nehmen — man ist doch auch kein Tagelöhner!

Beim Souper umkreiste er sie wie so viele andere, wartete ihr auf, goß ein Glas Wein über sie aus und bat eine andere junge Dame um Verzeihung.

Svante Ulf präsidierte an ihrem Tische. Man trieb Possen und die Freude wurde immer lauter.

„Sie wohnen ja im selben Hause wie Svante?“ fragte sie Figge beim Fortgehen. „Kommen Sie doch morgen zu ihm hinein. Ich komme hin, um seine Skizzen anzusehen. — Ich habe halb und halb versprochen, ihm Modell zu sitzen — aber ich weiß noch nicht . . .“

Ein halbes Dutzend Herren stand auf der Straße und blickte ihren Wagenlaternen nach, die im Nebel immer undeutlicher wurden.

„Aufgepaßt!“ schrie die Kutscher, und Figge, der keine Lust hatte, sich überfahren zu lassen, da sie ja nicht mit dabei war, beschloß, sie zu vergessen und wieder hinaufzusteigen.

„Prost, Mandel! Du sprichst wie ein Pferd!“ erscholl es aus den inneren Räumen. Hierauf Gläserklang und Ulfs Stimme: „Seht wollen wir's uns gemütlich machen — meine Herren — halt's Maul; ich verlange das Wort . . .“

Der Tanzsaal war leer und dunkel. Mephisto spazierte einsam umher und sang mit melancholischem Baß:

„Hui, was ist das für ein Zeug! Vom besser'n Wein Viet' ich Euch an aus meinem Keller.“

„Ich will essen!“ sagte Figge plötzlich. Ihm war, als sei er erwacht. Den ganzen Abend habe ich keinen Bissen gekriegt. Hab' ja doch mein Billet bezahlt! Und keinen Bissen gekriegt. Grade als ich kam, war die Tafel zu Ende. Unerträglich, nicht?“

Gleich darauf war Figge wieder in ein anderes Stadium gekommen. Er vergaß seine Sehnsucht nach dem Essen, ging hinaus in den dunklen Saal, packte Mephisto unter'm Arm und theilte ihm im Vertrauen mit, daß der Tanz mit ihr ihm „akkurat“



Das Everl. Nach dem Gemälde von Carl Zewy.
Photographie-Verlag von B. Angerer in Wien.

so gewesen wie bei Psalter und Harfe". Worauf er ohne weitere Erklärung abzog.

Er vermisste seinen Fes, und nachdem er ein paar Mal nach ihm gerufen, beschloß er bei sich selbst, sich in ein Sopha zu setzen und zu warten, bis er ihn finden würde.

Hier und da braunte vereinzelt ein Licht und glänzte matt über fallengelassenen Tanzprogrammen, verwesten Blumen und abgerissenen Lässtreifen, die sich an irgend einem Tischfuß festgehaftet hatten.

Und nachdem er eine Weile um seinen abhanden gekommenen Fes getoht hatte, verschwand er plötzlich spurlos, ohne sich weiter um ihn zu kümmern. Zu seinen rothen Juwelenhosen spazierte er geradeaus heimwärts, sprach die Vorübergehenden fröhlich an, kreuzte die Treppen hinauf, traf wirklich richtig in sein Schlüsselloch, zündete eine wadige Zigarette an und ging ein paar Mal, in der einen Hand den hochgehobenen Leuchter, in der anderen seine Schuhe, im Zimmer herum.

"Figge ist vertrieben!" sagte er endlich in seinem ernsthaften Baßton. Dann stellte er die Schuhe vorsichtig auf den Tisch und schauderte das Licht in einen Winkel unter alte Kürze und ausgediente Sachentüten. Und hierauf goss er die ganze Waschkunne in die Ecke aus. Wenn er jetzt eine Feuersbrunst angerichtet hätte — na, das fehlte eben noch.

IV.

Liedertadel, mein Herz zieht,
Wem's Wandel in's Gedächtnis fahrt einräuft . . .

Erinnerte Figge. Es war der Morgen nach dem Wassersball, während des Aufklebens.

Er hatte in dem Hause, in welchem Ulf's Atelier war, ein Zimmer gemietet. Dort hatte Figge eine Umgebung, wie sie ihm paßte, und den Lorri und Spiegel, über den die Anderen sich befliegten, nannte er "Lapin".

Es war nämlich in diesem Hause von Allem etwas; es gab dort Grotte, Werkstätten, Waschräume, Geschäfte, Speisehäuser, kurz Alles.

In den engen Stairören und auf den steilen Treppen herrschte tagsüber ein ununterbrochener Gelehrte; da erschienen schwatzende Fotografen und schillernde Schauspieler mit überdicken Gütern, handfeste Arbeiter und magere, schwatzende Geißler von düsterem Aussehen. Lange Menschenreihen zogen vorüber, zwanzig Frauen, um im Saal A polnische Boträge und im Saal B Missionsschreie zu hören, während Saal C eine Schwedensorgige Gesellschaft empfahl und Abends das Rollholz für den Verein "Die Spafongel" abgab, welcher seinem Namen alle Ehre machte, und also man die Nächte hindurch sang, daß das ganze Haus zitterte.

Figge wohnte im obersten Stockwerk in einem kleinen Sommerhäuschen, wo Alles läuft war, Wände, Decke und Fußboden, wo nichts in Ordnung stand und die Möbel wackelten, als wollten sie einen Sturz machen und sich auf eigene Faust unterhalten.

Hölzerne Schleierhängen hingen an den Wänden, zum halben Stockwerk in einem kleinen Sommerhäuschen, wo Alles läuft war, Wände, Decke und Fußboden, wo nichts in Ordnung stand und die Möbel wackelten, als wollten sie einen Sturz machen und sich auf eigene Faust unterhalten.

Figge war nämlich dabei, das Prächtigste dieses Sommers auszuprobieren.

Dieserzeit hatte Svante.

Bei Svante waren es jetzt auch gleichmäßig. Svante's Güter lagen nicht zusammen in einem Rechteck. Er hatte Blumen, Bücher, einen alten Schrank und einen großen Kasten, welche durch Figge gemacht Nachbarschaft vorstießen und die ganze Wand einzeln. Weiter gab es noch alle möglichen Güter, diese meistens Dinge

und eine Gitarre, die immer vorne lag und immer im Weg war, wenn jemand sich setzen wollte.

Figge und Svante waren — wiewohl so verschieden, wie es zwei Menschen sein können — gute Freunde.

Svante war Smålander. Er hatte sich weiter gearbeitet, war der exemplarischste Akademie-Gleve, der seit langen Zeiten existiert hatte, unermüdlich und fleißig — und stets zur vorgekündigten Zeit mit seinen Arbeiten fertig.

Während der ersten Jahre hatte die Kritik der Kameraden über seine Arbeiten just nicht sehr günstig gelautet. Kameradschaftliche Kritik ist immer die stärkste. Allein er ließ es sich nicht ansehen. Und wie er sich Jahr um Jahr durchschlug, so wurde er einer der bemerkbarsten Jünglinge, bekam zu den Festtagen einen Hunderten "Trinkgeld" und erhielt die Erlaubnis Aquarelle zu verkaufen.

Sagte nunmehr Einer, das, was er gemalt, sei nicht gut, so war er in vollstem Ernst beleidigt, konnte monatelang störlich und bärbeißig sein, sich selbst und anderen zum Verdrüsse, und war schwer zu versöhnen.

Er sprach gern davon, was Der und Jener über seine Arbeiten gesagt. "Bocklund war wohl ein wenig böig, aber das gab sich, als er meine Studien zu sehen bekam . . ."

Im Allgemeinen war er jedoch recht beliebt, sang den ersten Bass im Quartett, konnte, wenn er wollte, gemütlich und heiter sein und hatte des Desteren einen Behner übrig, wenn einer der Kameraden dessen bedurfte.

Er selbst stand sich gut. Er hatte seine Bekanntschaften und verstand, sie zu kultivieren. trat er in vornehmsten Häusern auf, so zeigte er sich als ganz ungewöhnlich manierlicher junger Mann. Beder anständlich noch frischerisch, sondern freiheitlich und jugendlich und immer in den gehörigen Grenzen sich bewegend.

Zu Gesellschaft der Kameraden hatte er sehr radikale Ansichten. Es gab eine Zeit, da er gern über das Recht der Jugend und des Genies gegenüber einer dummen Philisterwelt Reden hielt. Es waren Reden, welche jederzeit anschlugen — er selbst war jedoch ihrer bald müde.

Es war genau genommen Sten's Einfluß, der diese Reden diktierte. Sten war gar oft oben in Ulf's Atelier drittler Mann.

Er war Stockholm, hatte ein Buch geschrieben und hielt bei dem zweiten. Eine verschlossene Natur, äußerst schwierig zu erkunden. Er saß ammeist da und schwieg oder redete von Dingen, die, wie die Anderen annahmen, ihm selbst vollständig gleichgültig waren.

Hier und da jedoch brach der jugendliche Geist hervor, und dann fand er sich zu jedem Narrenstreit bereit. Er und Figge passten recht gut zusammen. War Sten in seiner ausgelassenen Laune, dann stritten sie beide gleich lebensfröhlig weit heraus in's Land und schwatzen Unsum und schwelgten in ihrer Freiheit. Unterunter führte auch Figge allein das Wort. Sten hatte Erfolg gehabt. Er war reizbar, ehrgeizig und misstronisch. In seinen großen Erwartungen von der Zukunft wetteiferte er mit Ulf. Und unter den Kameraden, die ihn kannten und vor denen er sich keinen Zwang aufzuerlegen brauchte, fühlte er sich behaglich.

Ulf ward viel in Gesellschaft von Leutnants und Großhändlern in Theatern und Cafés gesehen. Er hatte drei Schüler, welche nach Ölzs zeichneten und Aquarelle malten, und in den Zeitungen bekam er's einige Male zu lesen, daß er ein vielversprechender junger Künstler sei, von dem das Vaterland recht viel erwarten dürfe.

Der Figge allerdings durfte das Vaterland nichts erwerben. "Ich kann nichts und lange zu nichts, aber das Model nicht."

Figge hatte gar viele gemeinsame Erinnerungen mit seinem Freunde. Es war Ulf, der einmal den Porträt gemacht, der Akademie sollte sich eine Jahre anstrengen. Er hatte eine Rede über kameradschaftlichen Geist und Zusammenhalten gehalten und zum Schluss dem Direktor um seine Meinung gefragt.

"Ja, das ist ja recht schön," sagte dieser. "Ist es ganz gewiß, aber im Verstehe nur nicht, wie Sie diese Fähigkeit beweisen wollen."

Daran hatte Ulf garnicht gedacht. Aber dies rüttete ihn Figge, der zur Hand war und mit einem Bebenung erwiderte: "Nun, bei festlichen Gelegenheiten eben . . . zum Beispiel, wenn ich einen Professor zum Grabe geleiten . . ."

Svante sowie Sten bewunderten Figge's unglaubliche Einfälle und amüsierten sich unaufhörlich über ihn, wie er umherging, seine schönen Melodien summte, immer die beste Laune zeigte, sobald kein Geld hatte, und allemal ärgerlich ward, wenn er seine "Zehrung" bekam, denn dann hieß es an kleinen Schulden bezahlen, und was in aller Welt sollte man, nachdem das abgelaufen war, mit dem Rest anfangen?

Er lag philosophisch in Affenmann's Sophrauhte dessen Zigarren, plauderte und sang und fühlte sich ganz heimisch in dem gemütlichen Atelier. Svante stand und malte fleißig, ordentlich und neuerlich inniger. Figge sah zu und gab mitunter eine Ratthe dazu, gegen den der Andere gar viele Wendungen zu machen hatte, den er jedoch trockenflecklich in aller Stille befolgte. Und wenn Figge das Liegen fett hatte, so richtete er die Augen auf ein Stück einer Decke oder einen Aquarellblock, fuß dann empor und setzte sich hin, um eine klein farbenprächtige, lebenslustige Skizze hinzupinseln — bizar, aber stilvoll.

Er malte Abendstimmungen, wie sie, behauptete er, Siles Bretton gemacht hatte; er malte à la Millet und à la Fortuny. Und bisweilen malte er wieder zur Abwechselung "wie einer von den alten Meistern", begnügte durch die Hand oder auf dem Kopf stehend sein Experiment und warf dabei hin "Hör' mal, Affenmann!"

"Was willst Du?"

Figge wollte jedoch nichts als seinen Gesühle Luft machen. "Ist man nicht ein Genie, Du?" Und eine Weile darauf wurde er ärgerlich und schwach und heilig, Natur und nichts als Natur zu malen und niemehr irgendemand nachzählen zu wollen.

"Halte auch Wort darin!" meinte Ulf.

Viele glaubten, daß er dies Jahr die Medaille bekommen würde, insbesondere, seitdem einer der Professoren, der bei ihm oben gewesen und das Preisgemälde gesehen, mit den Worten "ich gratuliere!" von ihm Abschied genommen.

Figge war damals ganz zornig gewesen.

"Gratulire! Ist der Mensch verrückt? 's ist ja doch Ianter Schund, sieht er denn das nicht?"

Er trat bei Affenmann ein, ging, die Hände in den Rocktaschen, im Zimmer rumrumher, trampelte Alles nieder, was im Wege stand, warf eine Delikatesse um und stach mit einem Degen in die Luft. Dann geriet er an eine Studie, die er mit dem Degen aufspießte.

"Dummer Stoß das, den sie mir gegeben haben! Was meinst Du? So ein schäbiger König, wie dieser Gustav Adolf! Nicht im Mindesten pittoresk — verdrießlich und dicke und fett und religiös. Buh! Danke, da weiß ich einen anderen, Erik den Bierzehuten, das war ein pyramidaler König — Seide und Marderpelz, Bootsfahrten bei Mondchein, rother Bart wie ich! — Den will ich malen, siehtst Du . . ."

Und hierauf große Pinselzüge in der Luft. Figge malte am allerbesten in der Luft. Und fort war die schlechte Laune.

Er trällerte sein Leiblied: "Vor Mädchen will ich warnen, denn falsch ist jede Maid", bis er plötzlich Ulf fragte, ob sie nicht fortgehen wollten, auf eine "Stärkung".

Indessen hatte auch Svante Ulf noch zu anderen Dingen Zeit als zur Arbeit. Er bewegte sich beständig in Damengesellschaft, war mit der Mehrzahl der Akademie-Gleven auf "Du", kannte alle "unbekannten" Familien der Stadt, war unaufhörlich eingeladen, war liebenswürdig und beliebt und gewohnt, als Gegenstand kleiner Klatschgeschichten zu dienen.

Es war drei Jahre her, seit das Gericht sich verbreitete hatte, daß er Fräulein Dina, die Göttin des Maskenballs, mit versiebten Augen betrachte. Sie waren zusammen auf dem Platz gewesen, wo sie bei ihm malen lernte, jedoch selbstverständlich nicht, nun es als Beruf zu treiben. Sie gefielen sich eins in des anderen Gesellschaft. Er vergaß stundenlang die Zeit, wenn er bei ihrer Staffelei stand, er sprach mit seiner Schülerin von garniem Anderem, was nicht ihre Kunst betraf, und was das kompromittirendste war — er trug ihren Malfästen, wenn sie ausgingen. Und wenn auch oft lange nichts von dem Geschwätz verlautete, so stach es doch niemals ganz und gar aus. Nachdem Dina Levin der Akademie geworden, erschien sie oft in Ulf's Gesellschaft, vertraulich und unbefangen mit ihm plaudernd wie mit einem alten Freunde.

Er lachte überlegen über das halbe Dutzend jünger Bürschchen, die Dina, der Sonne der Akademie, nachließen und einander sich dadurch selbst beständig in den Weg kamen. Wußte er doch, daß er nichts zu fürchten habe, daß sie uneigennützige Freunde seien, sie beide, und nichts sonst. Und doch — als er sie auf dem Maskenball an Figge's Arm sah, da fühlte er auf einmal eine Art Groß, obwohl er eben da besondere Gründe zur Zufriedenheit hatte, denn sie hatte ja halb versprochen, ihm Modell zu sitzen, und wollte am nächsten Tage in sein Atelier kommen, um das Bild zu sehen.

An diesem Tage nun war Figge unverantwortlich zeitig auf, er, der sonst nie früher aufstand, als bis er gegessen und eine Zigarre geraucht. Regelmäßig jeden Morgen war er schlechter Laune, und wer es wagte, ihn zur Weisheit zu wecken, konnte sicher sein, den Inhalt eines Wasserglases hinter sich her zu bekommen, sobald er den Rücken wandte. Neben Figge's Morgenstimmungen gab es so manche ergötzliche Geschichte.

Dieser Morgen jedoch war er bei Seiten auf, rieb sich das Gesicht blau, um endlich den letzten Überrest der verdammten Schwärze fortzubekommen, pfiff, breite die Schnurrbartender auf, bürstete wüthend sein Haar, das sich, da es gestern gebräunt gewesen, durchaus nicht legen wollte, legte den „Familienrock“ an und hängte die Halskette um, an der er statt der Uhr einen Schlüssel trug. Was sollte er mit einer Uhr? Sie zeigte ja doch immer zu zeitig. Und — „man ist doch wohl kein Tagelöhner?“

Hente röhre ich aber auch keinen Stift an, gelobte er sich selbst, während er in seinem schiefen und winkeligen Zimmer herumging.

Die Zeit wurde ihm lang. Er hätte das Aufstehen bleiben lassen können. Sie lag wohl noch und schlief, und er hätte dasselbe gethan, wenn er beständig gewesen wäre, aber das war er ja eben niemals.

Um nur irgend etwas zu thun zu haben, ergriff er ein Federmesser und fragte Gustav Adolf's Kopf auf seinem Preißbilde aus, trocknete die zähe Farbe mit seinem Taschentuch ab, guckte hierauf durch's Fenster und machte die Wahrnehmung, daß Adolf Fredrik's Kirchturm einen unrichtigen Farbenton habe. Wie er sich gegen die Luft abzeichnet — viel zu hart!

Dann erinnerte er sich, welche lange Zeit verstrichen, seit er Mütterlein drunter in Skanör das letzte Mal von sich hören ließ. Und er setzte sich hin, um zu schreiben.

Er begann mit: „Lieb Mutting!“ saß dann und bis in den Federhalter, zeichnete Ornamente in die Ecke des Papiers — ein lustiges Tierchen, das mit einem Brief im Maul angelotet kommt —, fand absolut nichts zu erzählen und beschrankte sich schließlich darauf, sein zierlich die Worte hinzumalen:

„Nächstes Mal mehr.“

Dein treuer Figge.“

Dann fasste er den Brief zusammen und hierauf ritzte er ihn entwei.

Damit hatte das Briefschreiben für heute ein Ende.

Endlich suchte er Ulf auf, der eben aufgestanden war, und half ihm bei seinem Frühstück. „Heringssalat ist gut! Nimm Dir, alter Affenmann!“

Und die Wiße, mit denen er die Mahlzeit würzte, waren so stark, daß Svante, um im Stande zu sein, sie zu verschlucken, mit dem Kopfe in den Weinschrank hinuntertauchte, um eine Flasche herauszuholen. „Eine über der anderen verstopft! Prost, Figge! Bleib' immer, der Du bist.“

„Leber diesen Punkt sei beruhigt,“ meinte Figge.

„Gedoch Figge hatte keine Ruhe. Er mußte in seine Behausung zurück. „Adieu, Du. Ich guck' wohl später wieder herein.“

Statt aber nach Hause zu gehen, spazierte er auf den Dachboden hinauf. Dort störmte er eine Leiter empor und steckte den Kopf durch eine Dachluke. Nun sah er den Platz hinab und all' das Kleine Volk, das da unten frabbelte. Nur von Der, die er suchte, konnte er keinen Schimmer erspähen.

Wurde er etwa nicht ausgucken, nach wenn er wollte, he? Und er erhob sich auf beide Arme, er steckte auch die Beine durch die Luke, und nun saß er da auf dem Dache und blickte über Hunderte von anderen Dächern, über Legionen von Schornsteinen mit ausswärts schweifenden Abhoren in allen Facons. Und er nickte einem Kaminfeuerjungen zu, der, aus voller Kehle singend, mit der Melodie Figge's hochgestellter Person zuwinkte.

Dort kam sie! Er erhob sich, so daß er kerzen gerade und schmal wie ein Schornsteinohr zu stehen kam. Da verlor er den Halt, rutschte das glatte Dach hinab, hatte aber doch noch Zeit, zu denken: „Na, also jetzt ist ein Maler weniger auf der Welt.“ Glücklicherweise aber machte er bei dem Vorsprung eines Dachfensters, welcher sich ihm in den Weg stellte, Halt, klammerte sich daran fest und guckte sich vorsichtig um. Nein, sie war es ja nicht; er hatte schlecht gesehen.

Nun kroch er durch die Luke hinein, ging in sein Zimmer und bürstete seinen Familienrock aus.

Ob sie vergessen hatte, zu kommen? Ob sie wohl müde war und daheim lag und schlief?

Unter diesen Gedanken ging Figge aus, um ihr zu begegnen. Unzählige Male ging er den Platz auf und ab und sah auf das Dach hinauf, auf dem er eben gesessen, und erwog, ob er sich recht dunkel gegen die klare Luft abgezeichnet habe.

Wie, wenn er heruntergepurzelt wäre und sich das Genick gebrochen hätte? Donnerwetter, wie wohl wäre ihm da jetzt gewesen!

Eine Ewigkeit verging. Er schaute in alle Ladenfenster, betrachtete sein eigenes Bild im Glase und murmelte: „Feiner Kerl, wirklich famoser Kerl!“ Dann drehte er die Schnurrbartspitzen auf, fand, daß sein Halstuch schlecht sei und er sich ein neues kaufen sollte. Er rechnete seine Kasse zusammen, es waren drei „Mittagsgroschen“ drin. Da sah er sie dort um die Ecke kommen.

In einem Nu war Figge im Laden drin, stolperete über die Schwelle und flog kopfüber direkt auf den Ladentisch.

„Ein rothes Halstuch!“ schrie er dem Jungen zu, der rückwärts stand, und mit einem einzigen Ruck riß er sein altes ab und schlenderte es in eine Ecke.

Es wurden rothe Halstücher vorgelegt.

„Nichts werth! Stälter in der Farbe müssen sie sein.“

Der Bursche blinzelte Figge verständnislos an. „Ich will's dem Prinzipal sagen.“

„Thue das,“ sagte Figge. „Hol' den Oberkellner, aber beeile Dich!“

„Oberkellner?“ Der Junge starnte mit großen Augen. Figge merkte, daß er in's Blaue geschwazt hatte, und verbesserte sich.

„Ich meine — ich meine Den, der's am besten versteht.“

Der, der's am besten verstand, kam, Figge bekam sein Halstuch und stürzte davon.

Nun war Dina natürlich vorbei. Also, bin ich nicht ein Kindvieh? fragte Figge sich selbst. Was hatte ich nur in diesem Laden zu thun? Sezt hatte er die Gelegenheit verschärzt. Mit etwas hängenden Ohren trabte er heim, sprang über einen

Waschbottich, der an einer Stange dahergetragen wurde und den die Trägerinnen erschrocken niedersassen ließen, daß der Boden barst, bohrte sich dann durch einen Haufen Sekirer hindurch, die den Hof seines Hauses füllten, und ward die Treppe hinauf von zwei verschlagenen „Spatzköpfen“ verfolgt, die ein Heringfrühstück haben wollten. Dann beruhigte er sich eine Weile drinnen bei sich — nun hatte er ja keine Eile mehr — und trat darnach mit Ernst und Würde in Ulf's Atelier. (Fortsetzung folgt.)

Faus Ek und Geh Zink.

Bilder aus der deutschen Agrargeschichte
von A. Demmer.

(Fortsetzung.)

Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts begann die gesamte weltliche und geistliche Aristokratie des deutschen Mutterlandes eine systematische Raubpolitik nicht mehr gegen die Nation im Allgemeinen, sondern jeder gegen seine bäuerlichen Hintersassen im Besonderen. Davon ganz abgesehen, hatte sich von diesem Zeitpunkt an die bisher so glänzende wirtschaftliche Lage der Bauern zu verschlechtern begonnen. Ihre Zahl nahm ständig zu und machte Hufenheilungen notwendig. Im 15. Jahrhundert hatte die Bodenversplitterung, der erbliche Fluch des Kleinbauernthums, schon einen solchen Grad erreicht, daß die Bierthäuse Normalgröße des bäuerlichen Besitzes war, während noch im 13. Jahrhundert der Bolshauer die Regel war. Das geschah, weil die bisherigen Aufnahmegebiete für die Landbevölkerung gesättigt waren: die Besiedelung des Ostens war jetzt ziemlich vollständig, und die Städte waren bereits soweit, daß sie sich durch die Kunstverfassung nach Außen abschlossen.

Freilich gab es im Mutterlande noch eine Menge anbaufähigen aber unbebauten Landes, das hätte besiedelt werden können. Aber die Epoche der großen Rodungen war vorbei. Schon im 13. Jahrhundert hatten die nun sich greifenden Landesherren angefangen, das ganze imbesetzte Land, also vor allem die ausgedehnten Waldungen, für sich mit Beichlag zu belegen, nicht nur das Roden zu erschweren, sondern auch Jagdrecht, Fischfang, Holzschlag als ihr Eigentum zu monopolisieren, worüber sie nach Belieben verfügen könnten. Bereits in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts lagt darüber Freidant's „Bescheidenheit“. Er meint:

„Dem rühen walt es lüzel [wenig] schadet,
ob sich ein man mit holze ladet.“

Die Fürsten aber denken anders:

„Die Fürsten twingent mit gewalt
vest kleine wazzer unde walt,
dar zuo wilt unde zam:
dem luste factens gerne alham:
der muoz uns noch gemeine sin.
möhtens uns der sunnen schin
verbieten, wirt auch unde regen,
man muese in zins mit golde wegen.“

Das war damals weiter noch nicht verhängnisvoll für den Bauer gewesen; es wurde ihm aber verhängnisvoll, als das 15. Jahrhundert herannahnte, zumal die Landesherren nun auch begannen, den Markgenossenschaften zu nahe zu treten, auf deren Almenden Bauerechte geltend zu machen, ja, direkt ein Obereigenthum an ganzen Marken in Anspruch zu nehmen. Das glückte ihnen allerdings nur bei den verhältnismäßig wenigen herrenlosen Marken. In den meisten machten ihnen nämlich der weltliche und geistliche Adel erfolgreiche Konkurrenz um das, woran weder der Adel noch das Fürstenthum auch bloss einen Schein von Recht hatte.

In den Marken, wo die Bauern ehemals hörig gewesen waren, hatte der Grundherr so ipso das Amt eines Obermäkers, d. h. eines Gemeindevorstehers. Und auch in den Dörfern, wo die Mehrzahl der Bewohner frei geblieben war, wo nur ein paar Hufen hörig geworden waren, hatte der Ritter jene Funktion in seine Hände gebracht. Das er deshalb nicht Eigentümer der Mark war,

bedarf nach allem Vorausgegangenen wohl kaum der Bemerkung: Nun aber, im ausgehenden Mittelalter, maßte er sich das Eigentumsrecht an und konnte es mit Erfolg, da die Umstände dem Bauern nicht mehr so günstig waren, wie in der vorausgegangenen Periode. Ackerland und Almende erklärte die Aristokratie nun für ihren Besitz, aus dem sie den Bauern verjagen könnten, für den er, wenn man ihm die Ausbeutung gnädigst beließe, entsprechende Leistungen zu entrichten habe. Das Ergebnis war, daß in beständig zunehmendem Maße der Adel Stücke der gemeinen Mark an sich riß, daß der Bauer darauf nach gutsherrlichem Ermessens zu frohenden hatte, daß für den bürgerlichen Besitz ins Unerträgliche wachsende Abgaben zu entrichten waren. Schon gegen 1350 beschuldigte Kulman Mervin die Grundherren, ihre armen Leute über Recht zu zwingen, ihnen ihr sauer Erworbenes abzunehmen, sie mit Frohnden zu überbürden. Ein Landfrieden aus den Jahren 1395 bis 1396 behält die Jagd ausschließlich den Fürsten, Grafen und Herren, den Reichsstädten und dem Stern vor; das verbriezte Jagdrecht der Markgenossen verschwindet stillschweigend in der Verleugnung. Zum Erjos bescheert ihnen das 15. Jahrhundert die schönsten Jagdschäden, manigfaltige Wildschäden und einen lieblichen Kodex zweitürig abgesetzter Strafen für Jagdstrevel: Hundeabtrennen, Augenausstechen, Entzinnung. Der Wald sei gebannt — jammerten die Bauern — das Thier im Walde, der Vogel in der Luft, der Fisch im Wasser gehöre dem Bauer nicht mehr, die Jagdweide sei konfisziert, die Gemeinde müsse verzinst werden.

Nicht zufrieden damit, dem Bauern das Eigentum an Grund und Boden gestohlen zu haben, ging die Aristokratie auch gleichzeitig daran, ihm sein Eigentum an der eigenen Person, die persönliche Freiheit, zu rauben. Um Taus Eß vollständig in die Finger zu bekommen, mußte Seß Bink ihn zum rechtmäßigen willenslosen Sklaven machen: erst damit war die Expropriation des Bauern komplett. Dieser Verstümmelungsprozeß nahm seinen Anfang mit den landlosen Bauernjähnchen. Weitere Berücksichtigung als bis zur Kriegshütte duldeten die Herren nicht. Folgedessen bildete sich allgemein ein ländliches Proletariat heraus, das dem Adel am Gnade und Gnade preisgegeben war, wenn es nicht die Söldner oder Verbrennenbahn einschlagen wollte. Mancher von diesen armen Leuten mochte froh sein, sich vor dem Hungernde durch Ergebung als „Freien“ zu nennen. Dies Wort begegnet uns zum ersten Male in einer Urkunde von 1388. In dem felsigen Jahrhundert um wurde die Leibeigenenschaft mit Allem, was dran und dran hängt, nicht nur auf die ganze ehemals höhige Klasse, die alten Grundhöfen, ausgedehnt, sondern auch das vollfreie, vollständig unabhängige Element fast überall hinuntergesunken. Seines Mittel war zur Erreichung des edlen Zweedes recht: von der qualifizierten Ländlerzüchtung bis zur nüchternen brüderlichen Gewalt.

Die katholische Kirche mit ihrem guten Ragen stand dabei hinter den weltlichen Großen keineswegs zurück. Ein paar Thatsachen aus der Geschichte der gefürsteten Adel Stempeln in Schwaben werden das illustrieren. Hier und seit 1440 halten die üppigen Sparsen dieses Staates es auf manchhöchste Steigerung der bürgerlichen Kosten, auf Hinabdrückung ihrer Bauern in die Leibeigenenschaft abgesehen, damit die därmliche Armut nicht vom Brod allein zu leben brauche. Dem Abt Friedrich VII. heilige der frömme Zweck des erbauende Mittel der Durchführung von ethischen Urteilen, die des Christthums der Bauern seit den höchsten Zeiten Noe für Neapel noch etwas schärfstätig beglaubigen sollten. Die Bauern aber erachteten sich, trotz ihres Nachhaberechts an die Güthe der Urteile nicht zu glauben, sondern die Zusage nach Rom an den heiligen Vater zu bringen. Damit gesetzliche, moralische Entrückung unter dem sogenannten christlichen Protestantismus, das sie im gleichen Jahre befreie, wie der Tempelneuer Siedler. Siner Sietzig erklärten sich mit dem schriftlich ausgeführten festen. Siebzig lag

die Sache so unzweideutig, daß der Papst den Begriff stand, zu Gunsten der Bauern zu entscheiden. Da hielt Friedrich es für angebracht, sich unter der Hand mit seinen Bauern zu einigen. Seine Nachfolger gingen dann wieder fisch an die Arbeit im angebundenen Stile, bis nichts mehr zu thun übrig blieb. Abt Johannes II. gegen Ende des 15. Jahrhunderts, führte die Sklavereipolitik in seinem Gebiete zum vollen Siege; unbedeutenden Mörgern gegenüber vertheidigte er sein christliches Verfahren mit dem unbestreitbaren Sägchen: er mache es mir wie andere Herren.

Das war ja nun eigentlich keine sittliche Rechtfertigung, keine rechtliche oder religiöse Begründung der Leibeigenchaft. Es fehlte aber der kirchlichen Stomist nicht an einem äußerst plausiblen Argument, um die läudliche Sklaverei aus der Bibel unüberleglich herzuleiten. Noah versuchte Ham und gab seine Nachkommenstadt Japheth und Sem zu Knechten. Da ist doch klar, daß Ham die Bauern bedeutet. Eike von Repgow, der Aufzeichner des sächsischen Volksrechtes im 13. Jahrhundert, allerdings hatte darauf aufmerksam gemacht, daß die Semiten nach der Bibel ja in Afrika wohnten, daß jene Herleitung der Sklaverei also fauler Zauber sei. Das war aber jetzt veraltet, wie überhaupt der Sachenpiegel und das ganze deutsche Recht. Dafür hatte man sich jetzt mit dem römischen Recht versorgt, wie es unter Kaiser Justinian im 6. Jahrhundert kodifiziert worden war. Das dessen Ausfassung in ökonomischen, agrarischen Dingen auf die deutschen Verhältnisse, wie sie im 12. bis 14. Jahrhundert geworden waren, paßten wie die Faust auf's Auge, schadete nichts; denn dafür passte sie um so besser zu den neuen ökonomischen Thatsachen, wie sie seitdem geworden waren und nun der juristischen Fundierung bedurften. Das römische Recht wußte von markgenossenschaftlichem Rechte und derartigem Nutzen gar nichts, dafür aber von Zeitpacht einerseits, Sklaverei andererseits um so mehr: die Machthaber hatten also die Wahl, ihre bürgerlichen Hintersassen je nach den Umständen für Zeitpächter, die man hinzuabschmeissen, oder für Sklaven, die man an sich fetten kann, zu erklären. Ihr Interesse lag in der letzteren Richtung, und so mußte die „geschriebene Verumit“ des römischen Rechts herhalten, um dem neuesten Erzeugnis der wirtschaftlichen Entwicklung und grundherrlichen Gewaltsamkeit, der Leibeigenchaft, den beruhigenden Stempel des „Bon Rechts wegen“ aufzudrücken. Das alte „einfältige“ Recht wurde „verdrückt“, wie die Benachtheiligten sich ausdrückten, und es ging im 15. Jahrhundert allenfalls das gereimte Rechtsprächtwort von Mund zu Mund:

„Der edel recht ist worden frang,
dem armen furt, dem richen lant.“

Aus dieser Anlage der Klassenjustiz und der Klassengesetzgebung können uns bereits die Zorneslante preventischer Anslehnung gegen diese Ordnung entgegen. Schon hatte auch die Empörung der geschundenen Bauern revolutionäre Vorführer gefunden, die ganze Programme ausspielten. Das erste beratige Schriftstück ist die sogenannte „Reformation Kaiser Sigismund's“ aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, verfaßt von einem demokratisch gesinnten Religiösen, dessen Name bis jetzt nicht mit voller Gewißheit festgestellt ist. Diese berühmte Urkunde — das erste Revolutionärmittel in deutscher Sprache — geht aus von dem schreindenden Urrecht der Leibeigenchaft: „Großer, freier, ritter oder knecht, die auch zwang und hem hant, die aignen leut und hant sie jec für aigen, und steuren sie und neuemt ungewöhnlich neue von in über das, das si holz und teid sperrlich verzinsen. Es ist an ungehörte sach, das man es in der heiligen christenheit öffnen mög das groß unrecht, so got furgat, das einer so gehetzt ist vor got, das er gedat sprechen zu ainen: du bist mein aigen.“ Den Adligen, der auf die Leibeigenchaft nicht verzichten will, soll man „ganz abhauen“; widerstandsfähige Klöster sollen zerstört werden. Aber mit der Wiederherstellung der persönlichen Freiheit ist es nicht genug. Eichmehr soll der

Holz- und Feldbann abgestellt, der Wasser- und die Bölle beschränkt werden, die Gehüte so aufzuhören, alle Hypothesen auf Immobilien abzulösen werden, die Bünste und die großen Handgesellschaften sollen verschwinden, Löhne und Lebe mittelpreise durch Vertreter der Handwerke geregt werden. Man sieht, der Reformator berücksichtigt auch die unteren Stände der Städte, er zielt daran ab, wie Hans Nosenplüt, daß Taus Eß mit den Drei gegen Seß Bink das Spiel gewinnen sollte: möchte allerdings die Gerechtigkeit durch „heiligen Reichsstädte“ zum Siege auf gesetzliche Wege geführt sehen. Über er hat augenscheinlich selbst nicht viel Vertrauen dazu, daß deren bestehende Gewalten zu einer solchen Umwälzung die Hände bilden könnten. Dann muß eben Selbsthilfe der Massen eintreten: die Revolution. Darum ist jede letzte Kunstsmittel, man solle es mit der Gerechtigkeit angreifen, fröhlich zuschlagen, All Unheil zerstören, das Schwert brauchen. Die zahlreichen, freilich noch lokal begrenzten und dann verhältnismäßig leicht niedergeworfenen Bauernaufstände des 15. Jahrhunderts deuteten schon drohend daran hin, daß die Sklaven an ihre Ketten rüttelten, und daß sie ihre einzige Hoffnung auf die Gewalt setzten.

Endlich kam der Moment, wo das Maß des bürgerlichen Leidens überließ, wo die größte, gewaltsame Revolution, von der die deutsche Geschichte zu melden weiß, losbrach. Der Gang der Ding entsprach leider nicht den Hoffnungen der Freiheitskämpfer. Gewiß erhoben sich die süddeutschen und thüringischen Bauern wie ein Mann, aber der erwartete Zugang der städtischen Demokratie blieb aus und so konnten die wohlgerüsteten Heere der Fürsten und Herren, nachdem der erste Schreck überwunden war, leichte Siege über die schlechtbewaffneten und schlechtgefährten Scharen der Bauern davontragen. Weil Kotter Drei dem Duell zwischen Taus Eß und Seß Bink unthalig zusah, kam es zu jenen schrecklichen Melezen, die Lassalle in ein paar Versen trefflich charakterisiert hat:

Der Bauer nur bleibt frei dem großen Zweck,
Er greift zum Schwert — doch auf sich selbst beschränkt,
Schleppt er zur Kreuzgerbant nur seinen Leib,
Zur blutigen, bedeckt mit seinem gräßlich
Gewitterhaften Gebein die weite deutsche Erde —
Die schaudernde! Mit Siegers Rechten wird
Gewißheit in dem eignen Land, entrissen
Wird ihm der alten Freiheit letzter Rest,
Und lange Nacht bricht an, in schwarzen Schleier
Die Trauerzunft dieses Landes hüllend.“

Mit am wildesten hat bekanntlich wider die „räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern“ Martin Luther gehekt, selber ein Sprößling der untersten Volksklassen. Man könnte daran auf den Gedanken verfallen, als hätten die Bauern entweder überhaupt kein Programm gehabt oder aber ein solches, von dem jedes christliche Gemüth sich schaudernd abwenden mußte. Indes weit entfernt von blindmütigem Toben des „Sklaven, wenn er die Kette bricht“, hatten die Bauern ihre Forderungen klar und deutlich unterschrieben in den zwölf Artikeln, und weit entfernt, Ausgebürtigen des Tollhauses zu sein, waren die einzelnen Punkte dieses Revolutionsmanifests von geradezu erstaunlicher Mäßigung.

Abgesehen von dem ersten rein religiösen, der Wahl und Absehrbarkeit der Geistlichen durch die Gemeinden verlangte, enthielten sie nichts, was nicht früher anerkanntes Recht der Bauern, was ihm nicht erst durch die gewaltsame Staatspolitik der oberen Stände entzogen worden wäre. Z. B. verlangten sie die Aufhebung der Leibeigenchaft: „Zum dritten ist der gebrauch bisher gewesen daß man uns für aigen Leut gehalten hat welches zu erbarren ist angesehen das uns Christus al mit seinem leuten kostparlichen plut vergießen erlost und erkauft hat... darumb erfreut sich mit der geschrift das wir frey seien und wollen sein, mit das wir gar wollen frey sein, thain oberfakt haben wollen: lernet uns got nit...“ Des Weiteren fordert die zwölf Artikel Wiederherstellung der alten Markrechte: Freiheit der Jagd, des Fischfangs und der Holzung, sowie Abstellung des Wildschadens. Sie

Anzeigen-Beilage für das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt.“

Nr. 33

Für den Annoncenheft der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich.
Alleinige Inseraten-Annahme durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro gespaltenen Nonpareille-Seite oder deren Raum Mk. 1,25.

1902



Remontoir-Uhren, garantirt gutes Werk, 6 Rubis, schönes, starkes Gehäuse, deutscher Reichsstempel, 2 echte Goldränder, Emaille-Büffelblatt, Mk. 10,50. Dieselbe mit 2 echt silbernen Kapellen, 10 Rubis Mk. 13. Schlechte Waare führe ich nicht. Meine sämmtlichen Uhren sind wirklich gut abgezogen und genau regulirt; ich gebe daher reelle 2jährige schriftl. Garantie. Verlust gegen Nachnahme über Postentnahmung, Umtausch gefallt oder Geld sofort zurück, somit Befallungen bei mir ohne jedes Risiko. Reich illustrierte Preisliste über alle Sorten Uhren, Ketten und Goldwaren gratis und franko.

S. Kretschmer, Uhren, Ketten und Goldwaren, Engros Berlin 415. Neue Königstraße 4. Reelle und wirklich billige Bezugsquelle für Uhrmacher und Wiederverkäufer.

Haarwuchs
Neuwachstum der Haare.
Keine Kahlheit mehr.
Das prachtvolle Kopfhaar von herrlicher Naturfülle erzeugt einzeln nur mein nach drztl. Vorstdr. **Haar-Kraftwasser**
natürlicher Krauterhaarnährstoff. Bestes Saarpflegemittel b. Saarausfall, Schnuppen und Jucken der Kopfhaut, zur Anregung der Nerven. Macht das Haar dicht und schwer, wunderbar lang und weich. Stärkt mächtig die Saarwurzeln, erweckt das Haar zu neuem Leben und bewirkt vollen, kräftigen Saarwuchs. Das Beste bei schwach entwickeltem, dünnen Haar der Kinder. Cogl. Erinnerungen über sicherer Erfolg. Ft. III. 2.— (fr. III. 2,50). Nur bei **Otto Reichel**, Berlin 95, Eisendahnstr. 4.

Conrad Müller
Schkeuditz-Leipzig
Buch- und Steindruckerei,
Gumm.- u. Perforieranstalt.
Gegr. 1886. Tel. 35.
Spezialität: Quittungsmarken u. Kautschukstempel, sowie alle Drucksachen f. Vereine u. Kassen. Muster u. Kostenanschläge frei.

PATENT-BUREAU
Carl Scheinberger
HAMBURG Gr. Bursfah 49.
Telephon Amt. I. Nr. 545.
Den Lesern der „Neue Welt“ kostenlose Auskünfte!

Gesichtshaare.
Haare an Händen und Armen entfernt auf chem. Wege — schmerzlos und für immer — **Depilator.** Versetzt die Haarwurzeln allmälig aber sicher und vollständig. Der Haut völlig unschädlich. Dose Mk. 2. Für starken Wuchs Mk. 3. Porto 25 Pf. Nur bei **Otto Reichel**, Berlin 95, Eisenbahnstraße 4.

Die geschätzten Leser bitten mir, bei Anfragen, Bestellungen von Preissätzen und bei Aufträgen stets auf die „Neue Welt“ Bezug nehmen zu wollen.

„Neue Welt“, Abth. I. Anzeigen.

Billigste Bezugsquelle für

Cigarren

100 Stück
2 A-Cig. 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
2,60, 2,80, 2,90, 3, " "
3,20, 3,40, 3,60, 3,80, " "
4,20, 4,50, 4,60, 4,80, " "
5,20, 5,40, 5,60, 5,80, " "
6,50, 7, " 7,50, " "
Günstigster von 100 Stück enthaltend 10 verschieden Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, sieben zu Diensten. **Carl Streubel**, Dresden-A. **Waffnerstraße 13/14.** Lasse sich jeder Interessent den neuesten illustriert. Preis-Courant franco zu senden.

H. Strahlendorff's Handels-Akademie

Muster-Kontor.

Berlin SW., Beuthstr. 11, 1., 2., 3. Etage.

Am 2. October beginnen die neuen Kurse (Damen und Herren getrennt) zur vollständigen Ausbildung für den kaufm. Beruf. Dauer 3, 6 und 12 Monate. Mit den 6- und 12 monatlichen Kursen ist ein praktisches Übungskontor (Muster-Kontor) verbunden. Pension im Hause. Der Unterricht in meinem Institut wird von 15 praktisch erfahrenen bzw. staatlich geprüften Lehrern und 5 Lehrerinnen ertheilt, es stehen 14 Klassenzimmer und 60 erstklassige Schreibmaschinen zur Verfügung.

Ausführliche Lehrpläne unentgeltlich.

Rathgeber für Frauen

Soeben 10. Auflage erschienen. (Illustriert.)

Nur zu beziehen gegen Mk. 1,40 (Briefmarken) von Verfasserin, früh. Hebammie, **Wwe. E. Schmidt**, Berlin SW. 4, Ritterstr. 49. Versandhaus hygien. Artikel. Katalog verschl. 20 Pf.

Nebenerwerb für Damen.

Damen mit großem Bekanntenkreise können sich durch Empfehlung wirklich vorzügl. patentierter Haushaltungsgegenstände gute Provision auf durchaus seine Weise verdienen. Adress. unter E 158 an die Geschäftsf. dies. Itg. erb.

Buchführung lehrt brießlich. Prospekt u. Probe fr. o. Härzel, Görlitz.

Direkt von der Fabrik! Komet-Fahrräder

seit 1888 rühmlich bekannt, schon von Mk. 78 an und Garantie. Illustr. Cataloge gratis u. franco. Kometwerke, Act.-Ges., Dresden. Fabrik von Fahrrädern u. Zubehörteilen mit Versand an Private.



Mey's Monopol-Stoff-Wäsche

(Kragen, Manschetten und Vorhemden)



Parago Dutzend Mk. 1,10

empfiehlt sich ihres praktischen Werthes halber, da man sie nach dem Gebrauch wegwarf.

Sie ist der feinen Leinenwäsche täuschend ähnlich, da sie mit einem leinenähnlichen appretierten Webstoff überzogen ist. Jeder Kragen kann bis zu einer Woche getragen werden. Die eleganten Façons (weit über 100), welche bei richtig gewählter Kragenvielfalte immer tadellos passen, die enorme Billigkeit, das Dutzend Kragen schon von 40 Pfennig an, empfehlen sie zu einem Versuch.



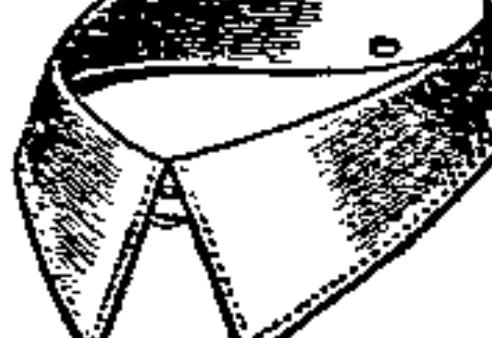
Stuttgart Dutzend 75 Pf.



Darwin Dutzend Paar Mk. 1,20



Figaro Dutzend Paar Mk. 1,10



Fritz Dutzend 60 Pf.

Tägliche Production der Fabrik ca. 20,000 Dutzend.

Wer immer elegante Kragen, Manschetten und Vorhemden bei grösster Billigkeit und ohne die Abhängigkeit von der Wäscherin und Plätterin tragen will, der lasse sich den Special-Catalog von Mey's Stoffwäsche kommen, welcher gratis und portofrei an Jedermann gesandt wird.

Versand-Geschäft Mey & Edlich, Leipzig-Plagwitz.

Special-Detailgeschäfte der Fabrik:

Berlin W. Potsdamer Str. 1. Hamburg Neuer Wall 69a. Leipzig Neumarkt 20/22.

Krankenfahrräder,

Kranken-Selbstfahrer, Krankenmöbel jed. Art.

Rich. Maune, Dresden-Löbtau 13. Katalog gratis.

Anosmin-Fusswasser

Ist das wichtigste Mittel gegen Fußschweiß, macht denselben vollständig gerodtlos, ohne die Schweißbildung zu unterdrücken, erhält eine normale Temperatur, erfrischt die Fußsohle und stärkt die Füße. Kann niemals schädlich wirken, ist vielmehr von großem Vortheil b. Gesundheit. Mk. 1,50, Anosmin-Streubulb. gegen Hand- und Achselhöhle, feuchte Hände. Dose Mk. 1,— Otto Reichel, Berlin 95, Eisenbahnstr. 4.



Wollen Sie
eine wirklich preiswerte u. doch billige Cigarre rauchen, dann, bitte, bestellen Sie sofort bei uns. Wir sind durch günstigen Abschluss in der Lage, unsere vorzügl. „Deck-Cigarras“ hochf. Marke, tadeloser Brand m. Borneo-Deck 200 St. f. Mk. 7, 500 St. f. Mk. 16 zu offerir. Ebensie unsere berühmte „Importa“ 300 St. f. Mk. 7, 500 St. f. Mk. 10, 1000 St. f. Mk. 18. Alles franco geg. Nachnahme. Garantie: Unt. od. Betr. zur Gebr. Scheufele, Nürnberg 2a.

Vortheilhaft und billigste Bezugsquelle! **Silber** ne. Herren-Remontoiruhr m. Goldrand u. Secunde, schriftl. Garantie! Mk. 10,50. Umtausch gern gestattet! Illustriertes Preisbuch über Uhren, Ringe und Musterverteile portofrei. Gebr. Loesch, Uhrenfabrik, Leipzig 43.

Trunksucht wird sofort geheilt, mit oder ohne Wissen eingebend. Zweifellos sichere Rettung. Ungefährlich. Keine Störung. Brief sind 80 Pf. für Porto beizuzahlen. Adresse: Wilh. Wenck in Hatten (Elzas).



Repetitionswecker, in 7 Minuten 9 mal laut wecken, Mk. 8,75; Prima Wecker, leuchtend Mk. 3,—, nicht leuchtend Mk. 2,60. Regulatoren, Nussbaum, Schlagwerk Mk. 8,— 2jährige Garantie.

Illustrierter Katalog üb. Uhren, Ketten, Schmuck etc. kostenfrei. Einzelversand. Umtausch oder Zurückgabe gestattet. Eug. Karecker, Taschen-Uhren-fabrik u. Versand LINDAU im Bodensee 575.

Wir bieten Ihnen Vortheile,

die Sie wo anders nicht erhalten, lassen Sie sich daher sofort unseres 1902-Katalog über fertige Fahrräder, ferner Gummireifen, Pedale, Ketten, gespannte Räder, Kettenräder, Lenkstangen, Sättel, ferner sämmtliche Theile für und fertig emalliert und vernichtet zum Selbstzusammenstellen guter Fahrräder kommen, welchen wir umsonst und portofrei versenden.

Vertreter an allen Orten gesucht. Fahrräderfabrik in Deutsch-Wartenberg Nr. 20.

Größte Gewinnchance

durch gesetzl. erl. Serienloose. Abmch. Haupttreffer

600 000,

300 000, 240 000, 210 000 etc.

Jedes Los ein Treffer!

Jedes Jahr 14 Ziehungen.

Nächste Ziehung 1. September.

Monatsbeitr.: Mk. 3,—, 5,50, 10,—

Annld. bei umgehend Stefan Schuster und No. 203, Berlin 017.

Umsonst zur ersten Sendung eine hochfeine Tabakspfeife im Werthe von Mk. 1,50-2. Offerire 4 Tabak nur Mk. 2. Wer einmal bestellt, bleibt kund, da die Preis, allein d. Betr. werth ist. Otto Neuland, Postlagernd Winterstein (Herzogth. Gotha).

Süssrahm-Cafelbutter täglich frisch. Netto 9 Pf. franco Nachnahme Mk. 9 sendet C. Jozick, Kamionken b. Regellen (Ostpreussen).

Harz-Käse schöne, haltbare Waare, versende unter Nachnahme in Kistchen zu 100 Stück. Postl. 80 Stück Mk. 2. Bei grösseren Bezügen verlangt man Offerren. Franz Willke, Harsum, Käsefabrik mit elektrischem Betrieb.

50 ff. Cigarren umsonst.

Ich versende franco Nachnahme 200 Stück vorzügl. 6 Pf. -Cig., volles Torpedo-Format, mit garantirt überseitlichem Label für Mk. 7,80. Bei Entnahme von 100 Stück lege 50 Stück umsonst bei, damit dieselben an Bekannte vertheilt und diese zur Bestellung veranlaßt werden. Garantie: Geld zurück. A. Kaufmann, Verfahndhaus, Hamburg 90. Theaterstraße. Danachreisen aus ganz Deutschland hat die Exped. die Zeitung eingezogen.

Versende

meine neueste illustrierte Preisliste über Neuentitäten gegen 10 Pf. frei.

G. ENGEL, Berlin 143, Potsdamerstraße 131.

Briefmarken billigst. Preisliste sendet franko August Marbes in Bremen.

Bildschön!

ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weisse, sammetweiche Haut u. blendend schöner Teint.

Alles dies erzeugt:

Radebeuler Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Co.,

Radebeul-Dresden.

Schutzmarke: Steckenpferd.

Direkt aus Holland!

JAVA-KAFFEE 90 Pfennig per Pfund.

10 Pfund ächten, garantirt feinsten, frisch gerösteten

Holländ. Java-Kaffee versendet gegen Nachnahme von Mk. 9.— per Post franko verzollt durch ganz Deutschland

Holländ. Compagnie für Java-Kaffee-Export Maastricht (Holland) F. Batterijstr. No. 303.

Eine Konkurrenz wirklich erstaunliche Mäntel à Mk. 5, bei 5 Stück à Mk. 4,50. Gr. Schlüssele. Bent. & 2,70. Gr. Gurruca. Ohne Mäntel. Neue Röder à 70. Motorwagen à 806. Dreiöd. à 400. Sauer. Dierdorf, Rhein.

ressamire die Geweiudegilter, die den Bauern von den Herrschaften gestohlen worden waren: „die selbstigen werden wir wider zu unsern gemein handen nennen.“ Die Frohdienste wollen sie nicht ganz und gar von sich abwälzen, sondern blos auf ihr früheres Maß zurückführen: „Zum sechsten ist unser hart beschwerung der dienst halben, welche von tag zu tag gemert worden, täglich zu nehmen. Begier wir das man am zimblisch einsehen darin thue uns dermaßen mit so hart beschwären, sondern uns quedig hierinen anzusehen wie unser elter gedient haben allain nach laut des wort gottes.“ Entsprechend verwahren sie sich gegen weitere Steigerung der erdrückenden Abgaben und Gültter: über deren Höhe wollen sie sich mit den Grundherren förmlich einigen. Völlig abgeschafft wissen wollen sie den Todfall oder das Besthaupt, von öffentlichen Lasten den kleinen Zahnten. Der große Zahnt dagegen soll beibehalten und nach Abzug des Pfarrgehaltes zu öffentlichen Zwecken verwandt werden. Wenn an diesem Programm etwas auszusetzen ist, so seine übertriebene Mäßigung, seine — allerdings begreifliche — Einschränkung auf die Kirchthirnsinteressen des Dorfes, der Mangel großer, politischer Gesichtspunkte. Um wenigstens dagegen kann man ihm Mangel an Bescheidenheit vorwerfen, in seinem Inhalt irgend einen Entschuldigungsgrund entdecken für Luther's Kläfforderung an den christlichen Adel: „Schlagt sie todt wie tolle Hunde!“

Aber vielleicht kam ihm, kam es den Fürsten und Herren blos darauf an, die heiligsten Güter, staatliche Autorität und bedingungslosen Unterthanengehorsam, gegen die revolutionäre Auflehnung zu schützen, um dann hinterher den Bauern freiwillig, ungestungen zu geben, was ihr unleugbares Recht war? Solch' naives Vertrauen auf den Seelenadel des Geburtsadels spricht schon aus einer Stelle

der zwölf Artikel, die sich am Schluß des Paragraphen über die Leibeigenschaft findet: „Auch on zweifel ic werdent uns die eigenschaft als war und recht cristen gern endlassen, oder uns im evangelium des berichten das wirs seien.“ Einen Augenblick konnte es nach der Niederwerfung der Bauern in der That so scheinen, als würde die optimistische erste Hälfte jenes Sakes recht behalten. Der Speizer Reichstag von 1526 schlug eine Unmasse von Reformen vor, darunter Aufhebung der Leibeigenschaft und vorläufig wenigstens freies Heirathrecht für die Bauern,

Ermäßigung der Abgaben, Frohdienst und Frevelgelder. Das war blos eine Nachwirkung des anfänglichen Schreckens vor der Revolution, ein Ausfluß der Ungewißheit, ob die Kirchhofsrühe auch endgültig hergestellt sei. Als man diese beruhigende Überzeugung erst hatte, verstummte die Reichsgesetzgebung

(1629) einen wahren Hymnus auf die Sklaverei der Bauern an.

Eine anschaulichen Begriff, wie sich unmittelbar nach der großen Niederlage von 1525 das Dasein der deutschen Bauern gestaltet hatte, giebt die 1545 erschienene „Cosmographie“ von S. Münter; da



Heimkehrende Fischer. Nach dem Gemälde von J. Wopfner.

vorläufig über die bäuerlichen Verhältnisse. Um so thätiger war allenfalls die Reaktion an der Arbeit, ihren Sieg nutzbar zu machen. Und im Jahre 1550 zog nach dreißigjährigem Schweigen die Reichsgesetzgebung zu Augsburg das juristische Fazit, indem sie den Grundherren die Leibeigenschaft und alle daraus pfließenden Rechte gewährleistete. Mußthig zu sagen, daß die Bauern von den christlichen Sykopanten nur auch aus dem Evangelium „des berichtet“ wurden, daß sie's nach göttlichem Plan seien. So stimmte z. B. der Jesuit Conzen in seiner „Politit“

heißt es: „Der vierte Stand ist der Menschen die auf dem Felde sisen und in Dörfern, Hössen und Wyserlin und werden genannt Bauern, darumb das sie das Feld batzen und das zu der Frucht bereitent. Diese fünn gar ein schlecht und niederträchtig Leben. Es iß ein jeder von dem andern abgeschieden und lebt für sich selbst mit seinem Gesund und Viech. Ihre Häuser sind schlechte Häuser von Koth und Holz gemacht, uß das Erdich gezeigt und mit Strow gedeckt. Ihre Speis ist schwärz rucken Brot, Haberbrey oder gekocht Erbsen und Linsen. Wasser und

Molken ist fast ihr Trank. Ein Zwitschigippe, zwei Buntschuh und ein Filzhut ist ihre Kleidung. Diese Leut haben nimmer Ruh. Frühe und spat hängen sie der Arbeit an. Sie tragen in die nächste Stadt zu verkaufen was sie Nutzung überkommen auf dem Feld; und von dem Viech und kaufen ihn dagegen was sie bedürfen. Denn sie haben keine oder gar wenig Handwerksleut bei ihnen sitzen. Ihren Herren müssen sie oft durch das Jahr dienen, das Feld bauen, Säen, die Frucht abschneiden und in die Scheuer füren, Holz hauen und Gräben machen. Da ist nichts das das arm Volk mit tun muss und von Verlust mit ausschieben darf.

In der Folgezeit wurde es nur immer schlimmer. Bei dem Siege des fürstlichen Absolutismus über das adelige Ständewesen zahlten die Bauern die Kriegskosten, denn für den Verlust seiner staatlichen Machtstellung wurde der Adel allgemein dadurch entshädigt, daß ihm der Bauer nun völlig auf Gnade und Ungnade ausgeliefert wurde. Und die Anarchie des dreißigjährigen Krieges hat das Nebrige, um fast überall auch die letzten freien Bauern verschwinden zu lassen, das Ende des ganzen Standes auf den höchsten Grad zu bringen, wo noch als ein Beweis menschlicher Entfaltungswise die Worte gelten konnten, die Schiller einem seiner Wallenstein in den Mund legt: „Der Bauer ist auch ein Mensch — sozusagen.“ Dabei ist es dann durchweg bis zu den Zeiten der französischen Revolution geblieben. Hier und da, wie z. B. in Württemberg, mochten wohl die Sklavenfetien des Bauern durch den Gang der Entwicklung etwas erleichtert werden, wofür er freilich in dem genannten Lande um so mehr unter Wildschaden und Jagdstraßen zu leiden hatte. Von weitauß größten Theile des ehemaligen Westgermaniens aber galt bis zum gedachten Zeitpunkt in allem Respektlosen, was, um einen konkreten Fall herauszutreifen, in Bayern für den Landmann Rechtens war.

Nach einem unparteiischen Sachverständigen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dem bayerischen Oberappellationsrat Kelch, sah es hier so aus, daß überall das Obereigentum nicht nur, sondern heimlich das ausschließende Eigentum der Personen und des Grundes dem Übergrund- und meistens auch Gerichtsherrn, dem Grundunterthänigen dagegen war ein sehr begrenztes, höchst belastetes Nutzungs- und Besitzrecht zustand, welches noch überdies durch die herrschaftlichen Verwalter, Amts- und Gerichtsdienstbeamten bestimmt wurde, daß wahrschaf manches arme Bauerlein schwimer daran war, als ein römischer Slave, dem sein Herr doch Kleidung und Lebensmittel gewähren musste. Böhmen war nun die Legitima und Rechtmäßigkeit, welche die Gesetzgebung dem Besitzer solcher Bauern-Güter und Gütern überführte, so gewährten sie wahrhaft ein erlösendes Bild. An der Spize steht wohl die Leibeigenheit, die persönliche sowohl als die dingliche, die der römischen Dienstbarkeit (*servitus*) so gleich sah, wie ein Es dem anderen. Nicht die niedrigsten persönlichen Dienste der Leibeigenen und ihrer Kinder blos, selbst das *ius primae noctis* (Recht auf die erste Nacht) hatten sich die Leibherren anzueignen gehörzt. In den Zehntentheilen ihres Adels und Geschlecht und nahmen dem Bauer nicht blos den zehnten Theil, oft die Hälfte der Ernte weg. Dazu klappte der Grundunterthan seiner Herrschaft Speise- und Handelszölle, häufig ungemein, so daß ihm selten die Möglichkeit blieb, seine eigene Selbstarbeit zu bejungen. Und doch hatte er Güllen, jährliche Getreideabgaben auf den herrschaftlichen Speicher, Stiftungen, eine bestimmte Geldabgabe in die herrschaftlichen Fässer, und Küchenzölle, Salz, Spannerzölle, Gänse, Enten, Hühner usw. in die herrschaftliche Küche zu liefern. Dazu kam noch in Gutveränderungsfällen, sie mochten auf Seite des Gutscherrn oder der Gutsunterthänigen entstehen, die Zahlung der Gutveränderungsgebühr (Gutteil, Leibesamt, Au- und Abfahrt genannt), die häufig 10 Prozent für die Herrschaft betrug und ein langes Anhängsel von Zügen, Spornen, Scherzezöllen und Bibalen für den Verwalter und Schergen im Gefolge hatte. Und weil der Gutsbesitzer diese Steuern nach dem Gutswerte

fordern, folglich immer auf eine Schädigung antragen konnte, eine wahre Strafe für den Fleiß, die Bestrebsamkeit und Sparsamkeit des Grundunterthäns wurde und zugleich die Gütersassen desselben ihrer saurer erworbenen Erbschaft veranlaßte. Man beschuldigte uns hier nicht der Überreibung. Wer sich nähere Überzeugung und Belehrung über diese argen Missstände, welche überdies durch die Nebergriffe der Verwalter und Schergen noch drückender wurden, verschaffen will, den verweise ich auf den „Unterricht eines alten Beamten an junge Beamte, Kandidaten und Praktikanten, Witz 1783“, und er wird uns gewiß gern das Zeugniß gewähren, daß unsere Schilderung weit hinter dem wahren Zustand zurückgedieben ist.

Die technischen Ausdrücke für viele jener schönen Sachen möchten anderswo manchmal anders lauten. Für Gebiete des Mainzer Kurfürsten z. B. hatten die Leibeigenen Bauern außer dem Gehnten das Lagergeld, die Kopfsteuer, den Herdschilling, die Königstebe, das Noth- und Frauengeld zu berappen; da gab es Zinshähnen, Reinigschweine, Martinsgänse, Leibhühner, Handlöhne, Blutzehnden usw. in der langen Litanei. Das Wesen der Sache aber blieb sich überall gleich, und die tapferen, wenn auch nicht gerade klassischen Verse des wackeren, aber keineswegs revolutionären Osnabrückers Justus Möser, des Verfassers der „Patriotischen Phantasien“ (1774 bis 1776), galten ebenso gut wie für seine Heimat, auch für fast das ganze übrige westliche Deutschland:

Geh' Viele da gebückt und wälzen
In Eland und in Mühl,
Und Andre zerrn bran und mässen,
Wie an dem lieben Vieh;
Und ist doch nicht zu defendiren
Und gar ein böser Brauch,
Die Bauern geh'n ja nicht auf Wieren,
Es sind ja Menschen auch...“

Erst recht galt die Aussage dieser Verse für das deutsche Ostelbien, von dem hier bislang nicht die Rede war; mit gutem Grunde nicht die Rede war. Denn der agrarische Entwicklungsgang im östlichen Deutschland war in vielen Städten vom westelbischen verschieden und fiel auch zeitlich nicht mit ihm zusammen. In der Epoche, von der zuletzt gesprochen wurde, sah es öftlich der Elbe noch schlimmer aus als westlich. Hier ward der Bauer gewiß ausgebunzt, geknechtet, geschunden nach Noten; aber er war im Allgemeinen — freilich an Händen und Füßen gebunden — Inhaber seines Landes geblieben. Sowohl ihm auch die weltlichen und geistlichen Grundherren im Lauf der Jahrhunderte geruht hatten, das Kleinbauerthum blieb bestehen, weil die Aripolitik des Westens und Südens nicht die Richtung auf ausschließlichen Eigen- und Großbetrieb genommen hatte. Dies aber war mittlerweile im östlichen Deutschland geschehen: das Rittergut hatte hier den Bauernstand fast gänzlich expropriert, verstoßen, bestohlen. So war also in Ostelbien gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts Seß Zink vollkommener Herr über Tausch Eß geworden, als im übrigen Deutschland; zur Zeit der großen Erhebung von 1525 dagegen war der Bauer im Osten noch ein freier Mann, während der im Westen tatsächlich schon Leibeigen war. Das rechtfertigt eine gesonderte Betrachtung der östlichen Verhältnisse.

Noch heute ist in den slawischen Niederlanden ein uriges Volkslied gangbar, das anhebt:

„Aer Ostiland willen wij rijden
Aer Ostiland willen wij mee
Al over de groene heiden,
Al over de heiden,
Dort over en betere sic.“

Mit diesem Ostland, wo ein besserer Aufenthaltsort ist, meint jenes Lied — kann sollte man es glauben — die Hochburg des preußisch-deutschen Junkerthums, in einem Worte: Ostelbien. Das flingt jetzt wie blutiger Hohn, was aber vollkommener Ernst und wohlbegündet zu der Zeit, als das Lied entstand: als die Deutschen Ostelbien eroberen und kolonisierten. Die Siedler waren während der Söldnerwanderung von den sogenannten Stämmen, Gothen, Vandalen, Burgunden usw. geräumt worden. In das freigewordene Land rückten dann die Wenden ein:

Litauen und Sorben, Heveller und Obothen, Pommern, Polen und Preußen. Schon lange dem Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends begannen dann die Versuche der angrenzenden deutschen Stämme, also hauptsächlich der Sachsen, die Wende wieder zu verdrängen. Nachdem das Glück in die erbarmungslos geführten Kämpfen lange geschwungen hatte, kam es in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zur Eroberung der Mark Brandenburg durch den Askanier Albrecht den Bären. Gleichzeitig drangen die Deutschen an der Ostseeküste bis zu Ober vor, und im 13. Jahrhundert machte der deutsche Orden sich Preußen unterthan, während einem langwierigeren, aber friedlicheren Prozesse die Deutschthum auch in Pommern und Schlesien den Oberhand gewann. Aber auch wo das Schweden Sieg gesichert hatte, trat nun die wirtschaftliche Thätigkeit in ihre Rechte, mußte der Pfug das Land erst endgültig gewinnen.

Die slavische Bevölkerung war hier überhaupt nur sehr dünn gewesen, sie war durch den jahrhundertelangen Ausrottungskrieg noch getilgt worden und wurde nun zum Theil ausgetrieben. Jedenfalls der größte Theil des anbaufähigen Bodens war in Brandenburg z. B. — wüst und mußte erst urbar gemacht werden, wenn die Eroberer irgendwelchen dauernden Nutzen aus ihrem Besitz ziehen wollten. Man bedurfte also massenhafter Ansiedler aus dem Mutterlande und mußte, um die Auswanderung lockend erscheinen zu lassen, entsprechende Vortheile in Aussicht stellen, verbriezen. Und in der That waren die Bedingungen, die im Kolonialgebiet den Bauer vom Landesherrn gestellt wurden, so bestechend, daß man es wohl begreifen kann, wenn den Blauen „Ostland“ als das Land der Verheißung erschien. Solch ein Ansiedlungsvertrag wurde allemal gleich mit einer ganzen Genossenschaft von Auswanderern abgeschlossen, die gesonne waren, in einem Dorf und auf einer Mark zu hausen. Als ihr juristischer Vertreter fungirte der „locator“, was man gewöhnlich mit dem mißverständlich „Unternehmer“ übersetzt; seine Stellung war aber die eines gewählten Vorstehers der ganzen Genossenschaft. In der neuen Heimat bekam er das Schulzenamt und entsprechend größere Ausstattung mit Land, als die übrigen Genossen. Im Uebrigen standen ihm die durchaus gleich. Ihnen war garantirt die persönliche Freiheit, Freizügigkeit und erblisches Unrecht auf ihre Huse, die durchweg bedeutend größer bemessen war, als die im Mutterlande. Dafür hatten sie dem Landes- oder Grundherrn einen — recht geringfügigen — Zins zu bezahlen und als weitere staatliche Auflage gegebenenfalls Arbeitsleistungen in Gestalt von Fuhren usw. zu verrichten, die beileibe nicht mit ausbeuterischen Frohdiensten für etwelche Großgrundbesitzer verwechselt werden dürfen, sondern in dem naturalwirtschaftlichen Zeitalter nothwendig an Stelle von Steuern eintreten. So machte sich Louis Eß im neugewonnenen Osten mutter an die Rodearbeit, und bald war das Land mit zahllosen deutschen Bauerndörfern bedeckt, die theils nach dem Gewässernystem eingerichtet waren, theils aus geschlossenen Hufen bestanden, in diesem Fall als sogenannte Reihendorfer längs einer Straße ihre Häuserzeile lang herziehend, aber auch dann mit Almende, mit dem Gemeineigenthum und der gemeinsamen Nutzung von Weide und Wald, verschenkt. Ein großes Mano hatte freilich die ganze ostelbische Herrlichkeit der Bauern: sie besaßen keine politischen Rechte, keinen Einfluß auf die Leitung der Staatsgeschäfte. Dafür fehlte ihnen selbst freilich jede Empfindung, als sie in die Wälder Ostelbiens einzrückten: ihre Interessen reichten nicht über die Grenze der Markgenossenschaft hinaus. Solange ihre persönliche Freiheit und ihre Eigentumsrechte nicht angetastet, ihre Abgaben nicht erhöht wurden, ließ es sie gänzlich kalt, was in der Welt draußen vorging. Diese Kirchthumspolitik sollte sich bitter rächen, sobald erst Seß Zink in die Höhe kam.

Fortsetzung folgt

Haidkrug.

Von Franz Diederich.

Ging die Fahrt im Sonnenbrand,
Sommerfroh die Laune:
Knirschend durch den Hadesand
Zottelte der Braune.

Nach der Föhrengruppe trug
Rütteind uns der Wagen.
Glas um Glas im Haidekrug
Soll Schön Ella tragen.

Hussa, hoh! und Peitschenknall,
Brauner bog zum Hause...
O der kennt den Haidestall
Wie wir Drei die Klause!

Vor die Thür Schön Ella trat,
Fuß in Schlapp-Pantinen,
Bauernlässig Rock und Plaht,
Aber fein die Mielen.

Bläßlich leises Roth umwand
Zartes Kinn und Wangen,
Sanfter Blick und schmale Hand
Grüßten unbefangen.

Plaudernd um den gelben Tisch
Saßen schnell wir nieder.
Hei! das Bier tauft kellerfrisch
Die gedörrten Glieder!

Sorglich tappten ein und aus
Unser Schenkin Schritte,
Gar der schönste Goldlackstrauß
Kam in Tisches Mitte.

Flink war Alles, Speis und Trank,
Zierlich aufgetragen.
Durch die kühle Stube klang
Atzendes Behagen.

Stand im Raum ein alt Klavier.
„Ella, bitte, bitte!
Wie die Mäuslein lauschen wir,
Still wie Kätzchentritte.“

Und sie setzte nieder sich,
Ließ nicht lange drängen.
Leise bob ihr Mieder sich
Bei den Tastenklängen.

Heimlich süße Freude glitt
Um die weichen Züge,
Ihre Lippen summten mit,
Daß der Klang sich füge.

Lied und Bild vergeb ich nie:
Wie sie dort gesessen
Und die kleine Melodie
Ton um Ton durchmessen.

Mit den Tasten ging sie um
Wie mit Glas und Seide,—
War ja auch ihr Heilothum
In der stillen Haide

Was den Saiten rein entklang,
War ein Seelendeuten,
Klang, als dürft' es menschenbang
Nur aus Fernen läutnen.

Klang, als fürcht' es eigner Lust
Ungestümes Schwellen,
Doch die Scheu ließ unbewußt
Tiefen tief sich hellen.

Funken warf der gleiche Ton
Einst in heiße Herzen,
Liebejauchzen ließ erlohn
Wilde Flammenkerzen.

Er ein frischer Kavalier,
Sie ein Kind der Säle:
Lebensbrot und Lebenszier
Gab das Gold der Kehle.

Scheuverborgen vor der Welt
Glutheten die Feuer,
Liebe fuhr durchs Himmelszelt,
Sonnenlust am Steuer.

Dann die furchtbar jähre Nacht,
Der kein Morgen schimmert:
Als dein Leben, Kind, erwacht,
Ward ein Sarg gezimmert.

Kam ein Pfarr zum Haidekrug:
„Thut ein Werk, ein gutes!
Nehmt das Kind! Er zahlt genug
Und ihr braucht's. So thut es!“

Und du wuchtest, zartes Kind,
Haidefern vergessen.
Der, daß Blut dein Herz durchrinnt,
Ward ein Stern indessen.

Er, durch's Leben schwelgend froh
In des Glanzes Mitte,
Du der Welt versteckt... Also
Will's die heilige Sitte!

Einmal nur vor Tag und Jahr
Pochte das Gewissen:
Was dir wünschend heilig war,
Solltest du nicht missen.

Und dein Herz befragtest du.
Antwort gab ein Klingen:
Unbewusst rief es dir zu,
Deiner Mutter Singen!

Und dir ward, was du begehrst,
Schuldlos Staubgedrückte,
Und dein Blut hat dich gelehrt,
Was die Rast uns schmückte.

Ferner Gruft entschwang sich licht
Längstverwehtes Leben,
Und ich sah ein Traumgedicht
Mild vorüberschweben.

Lächelnd von den Tasten fort
Huschtest du ins Zimmer,
Im Gesicht, Lied ohne Wort,
Zitternd rothen Schimmer.

Und du fühltest wohl das Roth
Allzu heftig regnen,—
Ach, wie litt dein Blick doch Noth,
Uns nicht zu begegnen!

Sassest halbgewandt nun da,
Andres Spiel beginnend,
Traulichster Harmonika
Melodien spinnend.

Leicht aufs Knie das Spiel gelehnt,
Ließest du sie quellen,
Dehnend, schließend, neugedehnzt
Faltenkleine Wellen.

Und dein Fuß, in leisem Takt
Zuckt' er auf und nieder,
All dein Leben liegedpact
Wich in Töne wieder.

Dunkles Beben wonnestill
Löste selige Wogen,—
Doch du sinnst nicht, was es will,
Kommt es so gezogen.

Ahnst nicht, daß in deinem Blut
Keime heiß sich heben,
Weißt ja nicht, daß ihre Gluth
Sehnsucht ist zum Leben.

Harter Einsamkeit verpflanzt
Bleibt ein Traum ihr Sprießen,
Daß du nie zur Blüthe kamst
Ihre Lust erschließen...

Wieder durch den Hadesand
Knirschte nun der Wagen,
Längst dem Blick der Krug entchwand,
Wo die Föhren ragen.

Doch zurück den stillen Weg
Ist mein Groll gezogen,—
Lag im rauben Dornengebog
Doch der Lenz betrogen!

Himmlende Fischer. Das richtige Fangweiter. Wann und der Himmel verhangen, daß jeden Augenblick der Hegen herauskommen könnte. Aber auch die Fische haben manchmal ihre Kunden; wenn sie nicht wollen, können sie nicht aus der Tiefe, und dann willt auch die größte Anstrengung nichts; ist der Zug gehakt und wird das Garn aufgenommen, dann fallen ein paar „Schneiderlein“ heraus, ein dritter Baumast oder gar ein alter, vertretener Schuh. Ähnlich scheint es auch den Fischern auf unserem Süde ergangen zu sein. In verhältnis zu ihrem Buch haben sie die nützliche Arbeit aufgegeben und sind heimgefahren. Das Bild zeigt, wie sie landen. Zwei der Männer sind bereits am Ufer und säubern die nackten Beine von dem Seeschlamm. Der eine Kahn ist schon festgemacht, der andere wird mit einer Stange hinaufgedrückt. Dann müssen die Reke nach Hause getragen und ausgepumpt werden zum Trocknen; an ihnen hängt die ganze Existenz der Fischer.

Ein verlorener Tag! Aber morgen kann es anders sein. Ein so reicher Fang, daß sicher die Kähne sinken. Das hält die Männer aufrecht.

Ein mittelalterliches Kochbuch. Zu den ältesten deutschen Drucken gehört auch ein Kochbuch, das unter dem Titel „Küchenmeister“ im Laufe des 15. Jahrhunderts veröffentlicht wurde. Diese Küchenmeister galt lange Zeit für das erste deutsche Kochbuch. Aber es gibt noch ein bedeutend früheres, das weit vor Gutenberg's Erfindung verfaßt ist und beträchtliches kulturgeschichtliches Interesse bietet. Es ist von dem Vater Küchenmeister eines süddeutschen Stiftes gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in mittelhochdeutscher Sprache niedergeschrieben worden und gewährt einen merkwürdigen Einblick in die Kochkunst und den Geschmack unserer Vorväter vor einem halben Jahrtausend. Von seinen beiden Titeln lautet der eine in Prosa: „Diz ist ein gut leere von guoter spise.“ Der andere poetische heißt sich in nachhochdeutscher Sprache so wiedergeben:

Dies Buch handelt von guter Speise,
Es macht die ungeschickten Köche weise.“

So ist auch die Vorrede in einer langen Reihe von Reimen abgesetzt, deren erste das Buch also empfehlen:

„Ich will Euch unterweisen“

„Von den Kochweisen“

„Wer sie nicht verstehen kann“

„Der soll dies Buch sehen an.“

Der Inhalt des Romakripts bildet dann eine lange Reihe von Rezepten, aus denen ein paar herausgehoben werden mögen.

In besonderem Ansehen scheint damals die griechische Küche gewesen zu haben. Benignius werden Anweisungen zur Herstellung verschiedener Gerichte „nach griechischer Art“ gegeben. Hühner nach griechischer Art fertigt man so an: „Man soll nehmen Hühnerköpfchen und ein Fleisch eines Schweines mehr gesotten und miteinander gekocht. Und nun $\frac{1}{2}$ e. Rösten dazu, und nimmt Ingwer und Pfeffer. Und Wein oder Ei und Zucker oder Honig. Und siehe das zusammen und gib's auf und verzesse es nicht.“ Griechischer Kochkunst scheint auch der folgende Nachrich: „Dies heißt heutige Küche. Man soll nehmen einen Ziege und soll den darum ausschreien. Und nimmt ein gejagtes Fleisch und gehackten Speck. Und Apfel. Und Pfeffer. Und thue Eier hinein. Und backe das. Und gib's hin und verzesse es nicht.“

Echte deutscher Kochkunst ist das Forgeset, wie man das wahle Nationalgerüst, den Met, in wabloser Qualität herstellt: „Der gute Met mußt will, der warne reines Zweckholz so, daß er die Hand noch darin leiden kann. Und nehme 2 Was Räder und 1 Was Honig. Das rölze man mit einem Stroh. Und lache es eine Weile brenzen und sehe es dann durch ein reines Tuch oder durch ein Haarsieb in ein reines Wasser. Und siehe dann keine Blöße und schaue die Räder mit einer Schamke (verschließen schaufen) ab, worin der Schamke steht, aber nicht die Blöße. Darauf gieße den Met in ein reines Wasser. Und behalte ihn, daß der Dampf (braden) nicht herankomme: so lange, bis man die Hand darin leiden kann. Darauf nimmt einen Löffel, der ein halbes Pfund kostet. Und thue ihm halbholz Suppe. Und ein Handvoll Salbei. Und siehe das mit der Suppe ungefähr 1 Stunde (am einer halben Stunde). Und gib's es dann in die Blöße. Und nimmt ein halbes Pfund frische Hefe. Und gib's es hinein und misch' es untereinander, daß es in Gärung gerät (gerade werde). Dette es zu, so daß der Dampf nicht herauß komme, einen Tag und eine Nacht. Sende dann den Met durch die reine Löh oder durch die Suppe. Und siehe ihn in ein reines Wasser. Und lache die gleichen 3 Tage und 3 Nächte und lache ihn alle Abende auf. Damals lach' man ihn aber ab und hülle ihn, daß keine Feucht mit hineinkomme. Und lache ihn 3 Tage länger, daß er solle, und füll' ihn alle Abende auf. Damals lach' ihn 8 Tage länger. Trinke ihn aber erst nach 6 oder 8 Wochen: dann ist er am allgemeinen.“

Das war also ein großer Erfolg in der Frühezeit.

Für deren Fleischentzug sucht unser mittelalterlicher Gewässermann nach kräftigen Geschmack zu bieten durch geübliche Fastenpeisen, z. B. folgendes Bohnengericht: „Sieben Broth und ein wenig Pfeffer und dreimal soviel Kämmel, sowie Essig und Bier. Mahle das zusammen und thue dazu Safran und seihe das Abgezogene (Gaz sode) ab und gieße das Gemahlene darauf und salze es mäßig und las' es aufwölken in dem Gewürze (Condimentum) und gib's hin.“

Spezialität des biederen Paters sind die sauren Saucen, dazumal „agras“ genannt. Deren giebt er mehrere an. „Willst du machen einen agras? Nimm Weintrauben. Und strohe saure Kräuter. Dies thue zusammen. Menge es mit Wein und drück's aus. Diese saure Sauce (salse) ist gut zu Schöpfbrot. Und zu Hühnern. Und zu Fischen. Und heißt agras.“ Ein anderer agras wird aus Holzäpfeln, Petersilien und Rüben hergestellt. Besonders zu empfehlen ist aber Swallenbergs „salse“, die man bei kaltem Wetter essen soll. „Nimm Wein und Honigseim. Setze das auf's Feuer und las' es sieden. Und thue dazu gestoßenen Ingwer und etwas weniger Pfeffer. Stoße Knoblauch, doch nicht allzuviel, und rühre es mit einem Löffel. Las' es sieden, bis es sich zu bräunen beginnt.“ Als „ein gut lecker Kostelin“ preist unser Mönch folgendes an: „So mache als letztes ein kleines, leckeres Gerichtlein von Stücklingsmagen und Mützenfüßen und Berchenzungen, Mützenbeinen und Froschfleisch. So machst du lange ohne Sorgen leben.“ Man sieht, der ehrenwerte Vater hat bei allen Kostreihen den Humor nicht verloren. So beweist er auch noch mit einem zweiten Rezept — in Reimform —, daß er den Schalk im Nacken sitzen hat:

„Willst du machen ein gut Gericht, so nimm ein Seidel Schweiss“

„Das macht den Magen gar heiß.“

„Und Schmalz von einem Kieselstein,“

„Das mag für lebensfahme Mädchen gut sein...“

Zu Brombeeren, Erdbeeren, Weinsaft, Binsen, Liebstöckel und Münzen versprechen guten Erfolg:

„das fint gut wirkze“

„für die grozzen f...“

Mit Stielgurken und Mützenfüßen macht das

„ein gut lecker Schweigerichtlein.“

„Ah und verschl' es mir nicht.“

„Denn es ist ein gut Gericht.“

Dem frommen Herrn scheint also trotz seiner heißen Beschäftigung das Leben nicht allzu sauer geworden zu sein. Er beschreibt sein Büchlein mit den Worten: „Sie get us die leere von der Kocherie.“

Die Kultur der Dattelpalme schlägt ein Vortrag von Georg Schweinfurth in der Gartenflora. Der Forstlicher hat in den süd-algerischen und tunesischen Oasen eine sehr originale Pflege dieses wertvollen Baumes ausgefunden. Während in Ägypten die Dattelpalme keine anmaßbare Behandlung erfährt als ein Apfelbaum in einem verwahrlosten Bauerngarten, erfordert die Palme in der syrischen Wüste schon mehr Arbeit, da sie hier von Zeit zu Zeit bewässert werden muß. Eine sehr originale Kultur der Dattelpalme bestehtinde in den westsyrischen Thälern des Verbreitungsgebietes der Palme. Hier erhält sie auch seit alter Zeit eine regelmäßige Bewässerung durch den Menschen. Am wohlsten fühlt sich der Baum bei einer mittleren Jahres temperatur von mindestens 20 bis 22 Grad Celsius, während sie nur eine Regenmenge von 120 bis 215 Millimetern das Jahr über verlangt. Während die Wurzel Feuchtigkeit liebt, kann es die Palme im übrigen nicht trocken und heiß gern bekommen. Die Araber sagen: „Die Dattelpalme mag ihre Füße im Wasser, ihr Haupt im Feuer haben.“ Man sollte es kaum glauben, daß eine solche Pflanze sogar frost vertragen kann. In der syrischen Wüste und in Süd-Algerien hat ihr eine Kälte von sieben Grad Celsius nicht einmal geschadet. Die Dattelpalme wird nicht durch Samen, sondern durch Wurzelsprosse vermehrt. Aus Samen entstandene Bäume ergeben zum größten Theile männliche Exemplare und auch die weiblichen sind nicht sortenrein. Dagegen bewahren natürlich die aus Wurzelsprossen entstandenen Bäume vollständige Sortenreinheit, da sie ja nichts anderes als ein Theil des Mutterexemplares sind. Die edlen Palmen haben nicht sehr viel Wurzelsprosse; man trennt diese, wenn sie fünf Jahre alt sind, sorgfältig vom Mutterbaum ab und pflanzt sie in Gewächsen im März, in Tunis im August. Nach etwa fünf Jahren haben diese Pflanzen den ersten Ertrag, sie sind dann also etwa zehn Jahre alt. Damit die Palmen fruchtbar werden, müssen sie durch die Blüthen der männlichen Exemplare bestäubt werden. Man pflanzt daher in Tunis einen männlichen Baum zu 25 weiblichen. Geerntet werden die Früchte von August bis September. Ein Baum liefert etwa 60 bis 180 Kilo Datteln. Die Sorten sind sehr verschieden, und es gibt deren eine

große Anzahl. In Algier soll es 600 Sorten geben. Sicher ist, daß in Ägypten sich 40 Sorten im Land befinden. Man kann drei verschiedene Gruppen Früchten unterscheiden. Erstens die Sorten mit geringem Zuckergehalt, die frisch gegessen werden, weil sie sich trocknen lassen. Zweitens die weichen Datteln mit großem Zuckergehalt. Hierzu gehören die beiden bekanntesten Sorten unserer Märkte: die Sultan-Datteln und die Krebsdatteln. Drittens die Trocken-Datteln. Sie haben keinen zu hohen Zuckergehalt; da sie außerdem trocken hart werden, so taugen sie am besten zur lichen Nahrung, sie bilden das Brot der Araber. Bier gibt es noch eine Gruppe von Datteln, die halb werden. Von Ägypten werden ihrer viel nach England ausgeführt.

Die Dattelbalsam ist eine Pflanze, die durch sie entstanden ist. Ihre wilde Form entspricht vielleicht Phönix reclinata, die unter Anderem in Süd-Arabien wächst.

Jahreszeiten auf dem Jupiter. Der Wechsel Jahreszeiten entsteht bekanntlich nicht etwa dadurch, daß die Erde auf ihrer elliptischen Bahn um die Sonne dieser bald näher kommt, bald wieder in weitere Ferne von ihr rückt, sondern er wird lediglich durch die schiefen Stellung der Erde zu der Ellipse, d. i. Bahnfläche, herverufen; die Neigung der Axe gegen die Ellipse beträgt $23\frac{1}{2}$ Grad. Bei dem großen Planeten unseres Systems, der die Sonne in fünfzehn Entfernung der Erde umkreist, dem waltigen Jupiter, ist die Drehungsaxe nur drei Grade gegen die Bahnfläche geneigt, steht also fast senkrecht auf ihr. Die Sonnenstrahlen fallen daher immer fast der gleichen Neigung auf dieselben Stellen des Planeten, und deshalb nahm man bisher an, daß Weder der Jahreszeiten auf dem Jupiter existirt.

Nun hat aber der englische Forscher Venning schon seit Jahren darauf aufmerksam gemacht, daß Entstehung und Ausbreitung von Fleckengruppen der Äquatorialgegend des Jupiter eine gewisse Regularität zeigen, und soeben ist in den Beobachtungen der Budapester Sternwarte eine Abhandlung von Bonasson erschienen, welche diese Aussicht bestätigt. Die gelblich-weiße Äquatorzone wird von zwei breiten, dunkel gefärbten Bändern begrenzt, das nördliche Band löst sich allmälig auf; und das südliche schließt sich unter starken Verzerrungen nach Norden bis über den Äquator vor, dann aber wieder breitert es sich wieder nach Süden, worauf an den Grenzen dunkle Flecken austreten; während die sich verlängern und zu einem Bilde vereinigen, hellt sich der mittlere Theil wieder auf, so daß wieder ein nördliches und ein südliches Äquatorband vorhanden ist.

Das Merkwürdigste ist nun, daß die Zeit der Verschwindens der Bänder, die schwächste Bahnbildung, stets in die Sonnenferne, die der stärkste Bahnbildung in die Sonnen Nähe des Planeten fällt. Der Jupiter braucht zu seinem Umlauf um die Sonne eine zwölf Jahre, so lange dauert auf ihm also das auf die Sonne bezogene Jahr. Im April 1854 war er in Sonnen Nähe; damals zeigten sich die Bänder recht stark, und seit dieser Zeit sind sie dreimal wiedergekehrt, und in der Zwischenzeit bis zum Verschwinden abgeschwächt worden. Zum letzten Mal waren sie am stärksten im September 1892 — die Sonnen Nähe trat im Juni 1893 ein; die nächste Sonnen Nähe des Jupiters fällt in den Anfang des Jahres 1904, und schon jetzt sind auffällige Flecken aufgetreten, deren Ausbreitung und Vereinigung zu einem Bilde man nach der Analogie der früheren Vorgänge erwarten muß.

Selbsts handelt es sich bei diesen Vorgängen um Wollensbildung in der Atmosphäre, die von der Sonnenstrahlung abhängig sind. Die Bahn des Jupiter ist viel stärker elliptisch, viel weniger kreisförmig, als die Erdbahn; infolgedessen ist die Differenz in der Stärke der Sonnenstrahlung zwischen Sonnen Nähe und Sonnenferne auf dem Jupiter viel erheblicher als bei uns. Dazu kommt, daß bei den großen Längen des Jupiterjahres die Verschiedenheit der Strahlung zu den verschiedenen Zeiten sehr lang andauert, wodurch sehr wohl erkennbar verschiedene Wirkungen herborgebracht werden können. Darnach scheint es, als ob auf dem Jupiter tatsächlich „Jahreszeiten“ vorhanden sind, die aber für den ganzen Planeten auf dieselbe Zeit fallen, weil sie von der Sonnen Nähe resp. Sonnenferne abhängig sind, auf der Erde sind sie durch die schiefe Stellung der Axe zur Bahnfläche bedingt.

Machdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.